

**Zeitschrift:** Freidenker [1956-2007]  
**Band:** 61 (1978)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Ohne Adonis kein Christus  
**Autor:** Müller, Gustav Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-414421>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

In den Jahren 1817 bis 1824 redigierte Goethe eine Hauszeitschrift mit der Bezeichnung «Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie». Um 1830, gegen das Ende seines Lebens, nahm Goethe noch Anteil an der Auseinandersetzung zwischen Georges Cuvier, dem Vertreter der Naturphilosophie und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire, des mehr analytischen Forschers, in der Pariser Akademie über spezielle Fragen in der Organisation der Mollusken und Fische. Goethe stellte sich bei diesem Streit zwischen den beiden französischen Gelehrten auf die Seite Geoffroys, doch respektierte er gleichfalls die Forschungsarbeiten Cuviers.

Zum Abschluss meiner Ausführungen über Goethe als Naturwissenschaftler möchte ich noch einige allgemeine Gedanken über Goethes Naturbetrachtungen beifügen. Wie schon betont, bezeugte Goethe starkes Interesse für die Naturwissenschaften. Er sprach stets von der Mutter Natur und glaubte ihre ewigen Gesetze entdeckt zu haben, doch blieb er als Naturwissenschaftler im Grunde mehr Künstler als Forscher. Sehr schön beweist das sein herrliches Gedicht «Die Metamorphose der Pflanzen», in welchem sich Wissenschaft, Forschung und Poesie miteinander harmonisch vermengen. Goethe kannte die meisten naturwissenschaftlichen Richtungen und Methoden seiner Zeit. Seine Naturwissenschaft ist jedoch am besten von seiner Naturansicht und seiner Naturphilosophie aus zu verstehen und sie ist ein wesentlicher Teil seiner Weltanschauung. Bezeichnend hierfür ist sein Ausspruch, der nicht vergessen werden darf: «Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich die Menschen nie kennen gelernt, wie sie sind: Denn die Natur ist immer wahr, immer ernst, immer streng; sie hat immer Recht und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.» So wie über hundert Jahre später Albert Schweitzer, so stellte Goethe zu seiner Zeit die Ehrfurcht vor dem Walten in der Natur in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Betrachtungen. Goethe fühlte sich mit der Natur stark verbunden, weil sie ihm die Wahrheit bot, in deren An-

schauung sich sein Leben erhob und vollendete. Er betrieb seine naturwissenschaftlichen Studien mit unermüdlicher Energie und ruhte nicht eher, als bis er sich die Kenntnisse und die Selbständigkeit des Fachgelehrten angeeignet hatte. In erster Linie aber sah Goethe in den Naturwissenschaften ein bewährtes Mittel zu allgemeiner Geistes- und Sittenbildung. Er bekannte offen, dass nichts über die Freude gehe, die das Studium der Natur dem Menschen gewährt. Sein naturwissenschaftliches Denken ist erfüllt von einer pantheistischen Weltanschauung und Lebensauffassung. Goethe besass den Glauben an eine Gott-Natur und an ein Weiterleben seines eigenen mächtigen Wesens, dessen Ende er sich durch den Tod nicht vorstellen konnte. Wir haben es bei Goethe mit einem ausgesproche-

nen Pantheisten zu tun, was nicht widerlegt werden kann. Mit einem Denk- und Merkspruch Goethes, der die pantheistische Richtung dieses grossen Dichters und Denkers deutlich zum Ausdruck bringt, möchte ich meine Ausführungen über «Goethe als Naturwissenschaftler» beenden.

«Was wär ein Gott, der nur von  
ausen stiesse,  
Im Kreis das All am Finger laufen  
liesse!  
Ihm ziemt's, die Welt im Innern  
zu bewegen,  
Natur in Sich, Sich in Natur zu  
hegen,  
So dass, was in Ihm lebt und  
webt und ist,  
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist  
vermisst.»

Fritz Brunner

## Ohne Adonis kein Christus

Die Christusmythe ist ein Knäuel. Zupft man die gar nicht zueinander passenden Strähnen heraus, lässt er sich doch einigermaßen entwirren. Wir unterscheiden:

1. Angriff auf die bestehende Weltordnung. Wehe den Reichen, selig sind die Armen; und die Armen im Geiste (Irrenhäuser). Ein Reicher kommt sowenig in den «Himmel» als ein Kamel durch ein Nadelöhr geht. Hegel beschreibt das als «unglückliches Bewusstsein». Es hat die Güter dieser Welt verloren, und es für sein eingebildetes Jenseits eingetauscht. Die Reichtümer der Kirchen und Klöster enthüllt die Verachtung «dieser Welt» als Heuchelei.
2. In der Christusmythe des Paulus spielt der individuelle Mensch Jesus nur die Rolle, das Dogma zu historisieren, dass Gott Mensch geworden ist. Wichtig ist einzig, dass dieser gekreuzigte Gottmensch von den Toten auferstanden ist. Ist er nicht auferstanden, sagt Paulus, dann auferstehen auch wir nicht und unser Glaube ist eitel. Logisch folgt, dass weil Paulus und seine Gläubigen nicht auferstanden sind, der Glaube sich in der Tat als eitel erwiesen hat.
3. Paulus vermengt die konfusen Auferstehungssagen mit dem «zweiten Kommen», theologisch gesprochen mit der «Parousie», nach wel-

chem Ereignis die Welt nur noch scheinbar existiert, und das Himmelreich bereits angebrochen ist.

4. Paulus schleppt von seiner pharisäischen Jugend die jüdische Erwartung mit sich, dass Christus der erwartete «Messias» sei, der Friedensfürst, der alle Völker zur Anbetung des Jahve versammelt. Nach jüdischer Vorstellung ist der Messias ein Nachkomme des Königs David, und «muss» deshalb in der Königsstadt Bethlehem geboren werden. Also verlegen die nachpaulinischen Evangelien (Matthäus, Lukas) die Geburt nach Bethlehem. Der vorpaulinische Markus weiss noch nichts davon.

5. Bethlehem war aber zugleich auch eine der vielen Kultstätten des Adonis. Er ist ein menschengewordener, umgebrachter und auferstandener Gott. Brot und Wein gehörten zu seinem Kult. «Ich bin das Brot des Lebens», sagt er von sich. Paulus überträgt also die Mysterienreligion seiner syrischen Heimat auf seinen Christus, und stiftet so die «geistliche Menschenfresserei», wie Pestalozzi sagt, durch welche die Gläubigen an Tod und Auferstehung teilnehmen. Damit wird die «Taufe auf den Namen» überflüssigerweise nachgebessert. Hiermit haben wir unser Thema vor uns: Ohne Adonis kein Christus. Wer ist dieser Adonis? Er hat ver-

schiedene Namen. Er heisst auch Adonai = der Herr. Bei den Phönikern heisst er Attis. Dessen Mutter Nana war eine Jungfrau. Im Jahre 204 vor Null wurde sie von den Römern nach Rom eingeladen, um ihnen gegen die Karthager (Phöniker) zu helfen. James Frazer bemerkt dazu im «Goldenen Zweig»: «Die Göttin machte sich sogleich ans Werk ... im folgenden Jahre schifften sich Hannibal und seine Veteranen nach Afrika ein ... er konnte nicht voraussehen, dass Europa sich noch einst den Göttern des Orients ergeben würde, wenn gleich es die Waffen zurückgeschlagen hatte.» (I.507) Ueber den späteren Attiskult in Rom sagt Frazer: «Wenn die Nacht sich hernieder gesenkt hatte, wurde die Trauer (um seinen Tod) in Freude verwandelt. Plötzlich erschien ein Licht in der Finsternis. Das Grab wurde geöffnet. Der Gott war von den Toten auferstanden, und der Priester ... flüsterte den Leidtragenden die frohe Botschaft von der Erlösung ins Ohr.» (I.511)

Im uralten Babylon hiess er Tammuz. Eine erhaltene Dichtung für Tammuz besingt die ewige Wiederkehr des Vergehens und Werdens. In Aegypten hiess er Osiris, in Griechenland Dionysos; dieser ist nicht nur ein Gott des Weins, sondern auch der

Gärtner, die Pflanzen veredeln. Er wurde in Stücke gerissen und wieder auferstand heil und wohnte bei seinem Bruder Apollo in Delphi. Platon erwähnt die «Adonisgärtchen» (Phaidros 676), die auch in Indien gepflanzt wurden. In flache Töpfe wurden Samen gepflanzt, die rasch aufgingen aber mangels Wurzeln nach einer Woche verwelkten. Platon spottet über das «Spiel», das angeblich den Bauern bei ihrer schweren Arbeit helfen sollte.

In Antiochien, wo Paulus die erste Kirche gründete, die sich zuerst «christlich» nannte, wurde das Fest des Adonis jedes Jahr mit grossem Gepränge gefeiert. Adonis wurde von einem Menschen (Verbrecher?) versinnbildlicht, der eines grausamen Todes starb. Sein Tod wurde mit Krokodilstränen beweint, und seine Auferstehung und Himmelfahrt bejauchzt. In Antiochien kann man sozusagen mit Händen greifen, wie Paulus zu seiner Verschmelzung des Adonis mit Christus gekommen ist.

Was dem Gott mit den vielen Namen zugrunde liegt, ist die einfache Beobachtung aller Bauernvölker, dass der Same in der Erde vergeht und vielfältig sich wieder vermehrt. Wer sein Leben opfert, wird es zurückerhalten; und wer es bewahrt, den fressen die Mäuse. Gustav Emil Müller

ligiösen Disputationen zu haben, denn ihre Vorstellungen und ihre Semantik ist von der weltlichen verschieden. Wir sprechen verschiedene Sprachen und haben gegensätzliche Vorstellungen von dem, was im Leben wichtig ist. Sie leiden unter einer **Zwangsneurose** und die kann nicht durch Argumente geheilt werden. Hier helfen nur harte Lebenserfahrungen, z. B. wenn sie sehen, wie die reichen Kirchen den Gläubigen Geld und Besitz abschwindeln, und bei jeder Gelegenheit sammeln, als ob sie bei ihrem eigenen Reichtum nicht imstande wären zu helfen. Wenn ich in katholischen Kirchen sehe, welche Schätze dort angehäuft sind, denke ich immer daran, wie sie anderen enteignet wurden.

Unsere Jugend ist gelangweilt, wenn man über die Herkunft religiöser Ideen schreibt; das ist an sich kein schlechtes Zeichen. **Aber kämpfende Gottlose müssen das Waffenarsenal ihrer Gegner kennen**, und wenn jemand schon so weit ist, dass er zu zweifeln begonnen hat, dann muss man imstande sein, diesen Zweifel zur Gewissheit werden zu lassen; und dazu ist es nötig zu wissen, wo und wie die letzten Bedenken zu beseitigen. Darum nochmals: Wer gegen die Religionsvorstellungen **kämpfen** will, muss sie kennen.

Otto Wolfgang

## Wünschen und verwünschen

### Wortzauber auf modern

Es gibt noch immer Menschen heutzutage, die entsetzt sind, wenn jemand sie verflucht oder ihnen allerlei Unheil anwünscht.

«Es werde Licht» sprach Gott, «und es ward Licht.» Ja, aber das war eben ein Gott. Was aber sollen menschliche Worte verursachen können? Der Unglaube, dass «der böse Blick» oder ausgesprochene Worte in irgendeiner Sprache materielle Wirkungen haben könnten, hat sich bis auf heute erhalten. Viele Wunschformeln — zu Geburtstagen, gute Wünsche bei Erkrankung, zu den Tageszeiten («guten Morgen»), und dergleichen haben sich als Höflichkeitsbezeichnungen erhalten, ohne dass man sich dabei etwas denkt. Aber wenn man glaubt, vor dem Essen «guten

Appetit» oder gar «Mahlzeit» sagen zu müssen, antworte ich nicht; guten Appetit und Esslust hängen nicht von der Wortformel ab, sondern davon, was man mir vorsetzt. Und «Mahlzeit» verärgert mich besonders, weil es nur die Abkürzung der religiösen Formel «Gesegnete Mahlzeit» ist.

Ebenso ignoriere ich «Zum Wohlsein» und alle Wünsche nach dem Niesen, denn sie stammen noch aus der Dämmerzeit der Kultur, als die Menschen glaubten, dass der «Lebensgeist» durch die Nase entfliehen könne und nicht mehr zurückkommen wolle, so dass man dann tot wäre. Hauch, Atem und Seele waren eins.

Apropos «Seele»: sie gehört wie «Sünde» und andere religiöse Ideen zu einer Vorstellung, mit der wir nichts zu schaffen haben und ich kämpfte lange gegen die Idee, mit Re-

## Der neue Papst

Nun ist die Papstwahl erfolgt. Sie ergab eine dreifache Ueberraschung. Einmal überraschte, dass sie schon am ersten Wahltag nach nur ganz wenigen Wahlgängen, ganz im Gegensatz zu früheren Papstwahlconclaves, ein verbindliches Ergebnis brachte. Die zweite Ueberraschung liegt in der Person des Gewählten. In all den Debatten und Spekulationen vor allem der Massenmedien wurden verschiedene italienische und nichtitalienische Kardinäle als «Papabili», also als aussichtsreiche Kandidaten genannt, nicht aber der Patriarch von Venedig, Luciani, der die Wahl gewonnen hat. Und überraschend war endlich auch seine in der Geschichte des Papsttums erstmalige Wahl eines Doppelnamens. Luciani wird als Johannes Paul I. sein Papstamt ausüben.